Im Dialog

Wer darf bleiben? Öffentlicher Raum und defensive Architektur in Bern

Eine Sitzbank, auf der niemand liegen kann. Klassische Musik im Hauptbahnhof. Aussenbestuhlung im öffentlichen Strassenraum. Defensive Architektur ist im Alltag oft kaum wahrnehmbar und bestimmt dennoch mit, wer sich im öffentlichen Raum aufhalten darf und wer nicht. Besonders sichtbar wird dies aus der Perspektive jener Menschen, die auf diese Räume angewiesen sind. Dieser Beitrag richtet den Blick auf ein Bern jenseits der Postkartenidylle: auf konsumfreie Orte, informelle Treffpunkte und die stillen Mechanismen räumlicher Ausgrenzung.

Florencia Zwicky

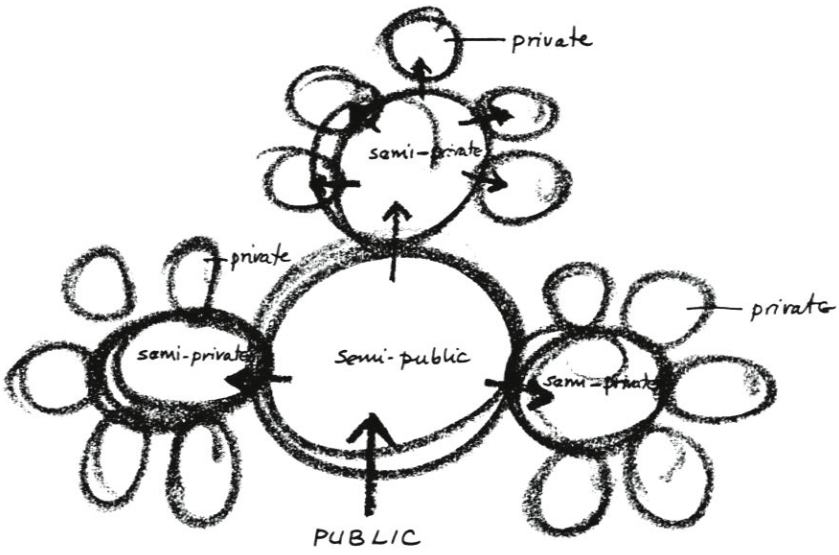
Die stille Sprache der Stadt

Öffentlicher Raum gilt gemeinhin als Ort gesellschaftlicher Offenheit. Plätze, Parks und Bahnhöfe stehen formal allen Menschen zur Verfügung und bilden einen zentralen Bestandteil des urbanen Zusammenlebens. Gleichzeitig ist öffentlicher Raum stets auch regulierter Raum. Architektur und Stadtgestaltung bestimmen nicht nur Bewegungsabläufe, Sichtachsen oder Aufenthaltsqualität, sondern beeinflussen ebenso, wer sich wo und wie lange aufhalten kann. Gerade diese oft unsichtbaren Formen räumlicher Steuerung stehen im Zentrum des Begriffs der sogenannten «defensiven Architektur».

Der aus der Soziologie stammende Begriff bezeichnet gestalterische und materielle Eingriffe im öffentlichen Raum, die unerwünschte Nutzungen erschweren oder verhindern sollen.[1] Im englischsprachigen Diskurs haben sich dafür Begriffe wie «hostile architecture», «defensive design» oder «exclusionary design» etabliert. Gemeint sind etwa Sitzbänke mit zusätzlichen Armlehnen oder Rundungen, abgeschrägte Mauerkanten, Metallnoppen auf Fensterbänken (Abb. 1), akustische Beschallung oder bewusst fehlende Aufenthaltsinfrastrukturen wie Sitzgelegenheiten oder Witterungsschutz. Solche Elemente erscheinen häufig funktional oder gestalterisch begründet, entfalten jedoch primär eine soziale Wirkung: Sie regulieren Aufenthalt.

Die theoretischen Ursprünge dieser Gestaltungslogik reichen bis in die 1960er- und 1970er-Jahre zurück. Im Kontext steigender Kriminalitätsraten und gesellschaftlicher Umbrüche entwickelte der amerikanische Architekt und Stadtplaner Oscar Newman (1935–2004) das Konzept des «defensible space». In seinem 1972 erschienenen Werk *Defensible Space: Crime Prevention through Urban Design* argumentierte Newman, dass bauliche Gestaltung wesentlich zur Kontrolle und Reduktion von Kriminalität beitragen könne. Architektur solle Räume schaffen, die soziale Kontrolle erleichtern, Übersicht herstellen und territoriale Zuständigkeiten stärken. Entsprechend plädierte Newman dafür, Wohnanlagen so zu gestalten, dass Bewohnende ihre Umgebung selbst überwachen können (Abb. 2).[2] Parallel zu Newmans Arbeiten entwickelte der amerikanische Kriminologe C. Ray Jeffery (1921–2007) Anfang der 1970er-Jahre das Konzept des *Crime Prevention Through Environmental Design* (CPTED).

←1 Eine Fensterbank in der Genfergasse ist mit defensiven Gestaltungselementen versehen, obwohl solche breiten Fensterbänke im öffentlichen Raum häufig dazu genutzt werden, kurz zu verweilen oder Münzen zu zählen.



↑2 Die Skizze aus dem Buch *Defensible Space* von Oscar Newman zeigt klar abgegrenzte Räume, die einzelnen Bewohnerinnen und Bewohnern oder kleinen Gruppen zugeordnet sind. Nach Newman stärken räumliche Schwellen und Grenzen das Territorialgefühl und fördern die informelle soziale Kontrolle zur Prävention von Kriminalität.

In seinem 1971 erschienenen, gleichnamigen Werk vertrat Jeffery die These, dass Kriminalität nicht allein durch Strafverfolgung oder soziale Interventionen beeinflusst werde, sondern auch durch die Gestaltung der gebauten Umwelt. Im Zentrum standen Prinzipien wie natürliche Überwachung (beispielsweise ausreichende Beleuchtung oder belebte, öffentliche Erdgeschosse), Zugangskontrolle, klare territoriale Zuordnungen und die Förderung sozialer Verantwortung für den eigenen Lebensraum. Obwohl CPTED seine Ursprünge in der Kriminologie hatte, wurde das Konzept rasch in der Stadtplanung, Architektur und im Wohnungsbau aufgegriffen. Gemeinsam mit Newmans Theorie des «Defensible Space» prägte das Konzept zahlreiche Planungsansätze in Nordamerika und verbreitete sich von dort aus international.[3]

Seit den 1990er-Jahren hat sich die Debatte jedoch deutlich verlagert. Während die frühen, aus der Kriminologie stammenden Konzepte primär auf Sicherheit und Kriminalitätsreduktion abzielten, richtet sich defensive Architektur heute zunehmend gegen sichtbare Formen informeller Nutzung des öffentlichen Raums. Insbesondere obdachlose Menschen, Jugendliche oder marginalisierte Gruppen geraten dabei in den Fokus. Kritikerinnen und Kritiker werfen solchen Gestaltungsstrategien vor, soziale Probleme nicht zu lösen, sondern räumlich zu verdrängen und aus dem städtischen Raum zu verbannen. Die Architekturhistorikerin Selena Savić (o. A.) und der Architekturhistoriker Gordan Savičić (*1980) beschreiben defensive Gestaltung deshalb als eine Form von Design, in der soziale Kontrolle zur inhärenten Eigenschaft von Objekten und Räumen wird.[4] Entscheidend an defensiver Architektur ist die Gleichzeitigkeit von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit. Viele ihrer Elemente bleiben für Menschen, die öffentliche Räume primär als Transit- oder Konsumorte nutzen, nahezu bedeutungslos. Für Personen hingegen, die einen Grossteil ihres Alltags im öffentlichen Raum verbringen,

↑ 3 Die Armlehnen in der Mitte der Sitzfläche einer Bank bei der Kante E am Bahnhofsplatz verhindern, dass diese zum Liegen oder längeren Aufenthalt genutzt werden kann.

↑ 4 Ähnliche Massnahmen finden sich auch in der Schwanengasse.

erhalten dieselben Details existenzielle Bedeutung. Die Frage, ob eine Bank zum Liegen geeignet ist, ob ein Aufenthaltsort Witterungsschutz bietet oder ob ein Verweilen ohne Konsum möglich bleibt, entscheidet mit darüber, wer sich wie im öffentlichen Raum bewegen und aufhalten kann. Gerade darin zeigt sich, dass Architektur und Städtebau nicht nur gebauter Raum, sondern immer auch Ausdruck gesellschaftlicher Ordnung ist. Zugleich wird so definiert, welche Formen des Verweilens erwünscht sind und welche nicht.

Die unsichtbaren Grenzen im öffentlichen Raum Berns – im Dialog mit Roger Meier

Roger Meier (*1961) kennt Bern aus Perspektiven, die sich weder über alltägliche Blicke von Besuchenden noch über planerische Zugänge erschliessen. Er arbeitete jahrelang als «Streetworker» im Kocherpark, war auf Baustellen tätig und lebte zeitweise ohne feste Wohnung in der Schweizer Bundesstadt. Zudem engagierte sich Meier über viele Jahre als Stadtführer bei *Surprise*. Der öffentliche Raum ist für ihn nicht lediglich Durchgangs- oder Aufenthaltsort, sondern eine wesentliche soziale und materielle Grundlage des Alltags. Im Gespräch wird deutlich, dass sich seine stadträumliche Erfahrung nicht an grossen städtebaulichen Setzungen festmacht, sondern an kleinmassstäblichen, niederschwelligen Eingriffen in die alltägliche Nutzung des öffentlichen Raums. Dazu zählen konkrete bauliche Massnahmen wie beispielsweise Sitzbänke mit Mittelsegmentierungen, die das Liegen physisch verhindern (Abb. 3 und 4), aber auch unsichtbarere Massnahmen wie die Reduktion von witterungsgeschützten Sitzgelegenheiten (Abb. 5).

Im Gespräch beschreibt Meier Bern zunächst über Beziehungen: «Hier kennt man sich noch», erzählt er. «Das trägt einen. In anderen Städten ist das Leben auf der Strasse viel anonymer.» Die Stadt erscheint in seiner Wahrnehmung weniger als gebaute Struktur, sondern vielmehr als Netz aus alltäglichen Begegnungen und aus Orten, an denen diese Begegnungen möglich oder unmöglich sind. Diese Perspektive ist geprägt von Jahren, in denen der öffentliche Raum nicht Kulisse, sondern Lebensraum war. Ein Berner Ort, der in seinen Erzählungen immer wieder auftaucht, ist der Hirschenpark. Dieser entstand im 19. Jahrhundert als kleiner Tierpark an der Engehalde, in dem unter anderem Hirsche und Bisons gehalten wurden (Abb. 6). Später entwickelte sich das Gelände zu einer öffentlichen Grünanlage (Abb. 7). «Dort hat man sich beim Abendspaziergang getroffen», schildert Meier. «Das war ganz wichtig für den Austausch, für das Sozialleben.» Mit den aktuellen Bauarbeiten für den Tagbautunnel zur Erschliessung des neuen Tiefbahnhofs des *Regionalverkehrs Bern-Solothurn* (RBS) ist dieser Treffpunkt verschwunden (Abb. 8).

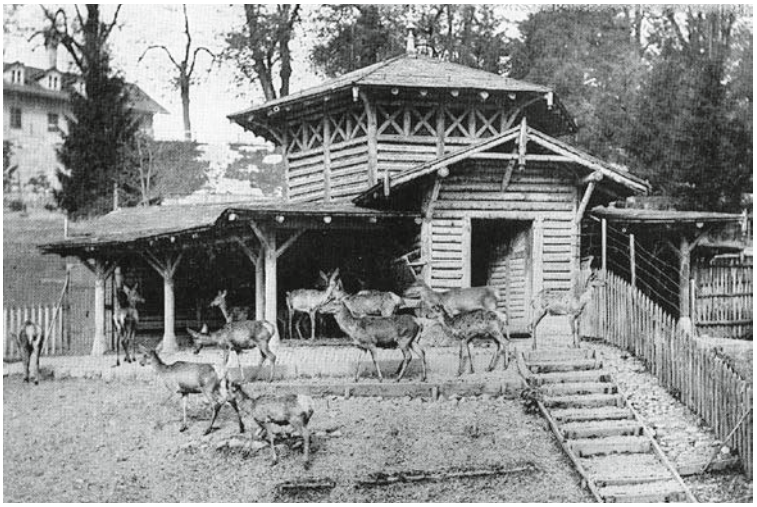
Wenn ein solcher Ort wegfällt, bricht etwas weg, das nicht ersetzt werden kann. Es geht dabei nicht um Nostalgie, sondern um soziale Infrastruktur, die nicht geplant, aber benötigt wird und essenziell für den sozialen Austausch ist. Was mit dem Hirschenpark nach der Fertigstellung des Tunnels passiert, bleibt bislang offen. Die Stadt erwägt derzeit, das Areal mit einem Infrastrukturgebäude und einer Parkterrasse zu entwickeln.[5]

Im Verlauf des Gesprächs kommt bald die Frage auf, wie sich der Zugang zur Stadt über die Jahre verändert hat. Meier spricht dabei weniger von expliziten «Verboten» als vielmehr von «Schwellen». Entscheidend sei oft nicht, dass man nicht bleiben dürfe, sondern dass ein Bleiben für bestimmte Menschen unattraktiv oder unmöglich gemacht werde. «Man merkt zuerst nicht, dass sich etwas verändert», erklärt er. «Aber irgendwann sucht man ständig neue Orte zum Bleiben.» Diese Verschiebung sei besonders deutlich im Bereich der Berner Lauben spürbar. Offiziell seien sie öffentlich zugänglich, faktisch aber in den letzten Jahren zunehmend durch die Aussenbestuhlung der Gastronomie vereinnahmt worden. «Früher konntest du dort einfach geschützt vor der Witterung sitzen oder liegen», meint er. «Heute ist das oft reiner Konsumraum.» Die spürbare Grenze zwischen öffentlichem und kommerziellem Raum werde dadurch verunschärft. Dies geschehe nicht durch ein Verbot, sondern durch die Bedingungen des Aufenthalts. Ähnliche Beobachtungen macht er im Umfeld des Hauptbahnhofs. Dort, wo sich viele Menschen bewegen, sieht er eine Vielzahl kleiner gestalterischer Eingriffe: «Runde Bänke, damit man nicht liegen kann», illustriert er (Abb. 9). Oder Elemente an Kanten, die das Sitzen verhindern sollen. Auch akustische Massnahmen erwähnt er, etwa die klassische Musik beim Hauptzugang des Bahnhofs. «Das fällt den meisten gar nicht auf», sagt er, «aber es verändert, wie lange und ob man bleibt.»

Öffentlich – aber nicht für alle: Aufenthalt unter Bedingungen

Defensive Architektur in gebauter Form ist in Bern vorhanden, aber nicht dominant. «Das ist in Zürich oder Basel viel stärker», meint Meier. Dort würden konkretere bauliche Massnahmen zur Verdrängung von Menschen eingesetzt, wie zum Beispiel bewässerte Unterführungen oder Umzäunungen von möglichen Liegeflächen. In Bern beobachtet er jedoch vermehrt eine andere Entwicklung: dass der öffentliche Raum zunehmend durch schrittweise Einschränkungen seiner Nutzungsmöglichkeiten verengt wird. «Es gibt zwar bauliche Massnahmen, die ganz klar sagen, dass nicht alle erwünscht sind», beschreibt er. «Aber was in Bern viel prägender ist: Die schleichende Umnutzung des öffentlichen Raums. Und dann ist

↑ 5 Roger Meier verweist auf die abgeschrägte Fläche über dem warmen Abluftschacht in der Neuengasse als Beispiel defensiver Architektur, die trotz Schutz und Wärme im Winter einen längeren Aufenthalt verhindern soll.



↑ 6 An der Engehalde wurden von 1873 bis 1937 Hirsche und Bisons gehalten. Das Areal heisst heute noch «Hirschenpark».

↑ 7 Der Hirschenpark liegt an der Tiefenaustrasse, nahe der Aare. Eine Fotografie vor dem Baustart des Tunnels des RBS 2017.

←8 Unterhalb des *Bierhübeli*, auf dem Areal des ehemaligen Hirschenparks, befindet sich die Baustelle des *Regionalverkehrs Bern-Solothurn* (RBS).

→9 Auf den runden Bänken im Hauptbahnhof in Bern kann niemand für längere Zeit liegen.

←10 Die Münsterplattform zählt für Roger Meier zu den wenigen öffentlichen Räumen in Bern, die unterschiedliche Nutzungen zulassen und Aufenthalt ohne Konsumzwang ermöglichen: offen, zugänglich und sozial durchmischt.

er irgendwann nicht mehr für alle zugänglich.» Auffällig ist dabei, dass viele dieser Veränderungen nur für bestimmte Gruppen sichtbar werden. Wer den öffentlichen Raum als Durchgangs- oder Konsumraum nutzt, nimmt die Einschränkungen kaum wahr. Wer jedoch auf ihn angewiesen ist, erlebt sie unmittelbar: «Wenn du Geld hast, merkst du das nicht. Wenn nicht, merkst du plötzlich, dass du immer weniger Orte besuchen kannst. Und dann musst du das Sozialleben plötzlich an andere Orte verschieben, sonst wirst du einsam.» Diese Differenz zieht sich durch viele seiner Erfahrungen. Plätze wie das Casinopärkli, die früher als soziale Treffpunkte dienten, werden zunehmend umgestaltet oder anders genutzt. Meier beschreibt das nicht als einzelne Massnahmen, sondern als Muster: eine langsame Verlagerung von informeller Nutzung in stärker regulierte Räume. Dabei geht es ihm weniger um einzelne Verantwortlichkeiten als um eine generelle Entwicklung. «Man wird nicht direkt verdrängt», erläutert er. «Aber man geht trotzdem irgendwann einfach weiter raus aus der Stadt.» Dieser Prozess sei schleichend, aber wirksam. Er verändere nicht nur Orte, sondern auch soziale Beziehungen, die an diese Orte gebunden sind.

Gleichzeitig benennt Meier auch Gegenbeispiele. Orte, an denen der Stadtraum noch offen funktioniert, etwa die Münsterplattform (Abb. 10) oder das Berner Generationenhaus. «Dort kannst du sitzen, ohne etwas konsumieren zu müssen», betont er. Solche Räume seien wichtig, weil sie keine klare Nutzungslogik erzwingen und für alle zugänglich sind. Oder auch die Grosse Schanze, auf der es im Sommer temporäre Konsumangebote gibt, der Park aber öffentlich und konsumfrei zugänglich bleibt. Meier erwähnt auch explizit die Notschlafstelle *Sleeper* in Bern. Diese werde vom «einzigen sozialen Club» in Bern, dem *Dead End*, mitfinanziert und sei ein sehr wichtiger Ort für Menschen ohne Obdach. Solche Projekte bilden in der Stadt für viele Menschen existenzbedingende Räume.

Die Stadt der Zukunft als offener Raum?

Die Debatte um defensive Architektur lässt sich nicht auf einzelne gestalterische Massnahmen reduzieren. Sie verweist auf eine grundlegende Frage der Stadtentwicklung: Wie viel Offenheit kann und soll öffentlicher Raum gewährleisten, und unter welchen Bedingungen wird diese Offenheit eingeschränkt oder umgedeutet? Die Beispiele aus Bern zeigen dabei kein einheitliches städtebauliches Programm, sondern ein vielschichtiges Zusammenspiel unterschiedlicher Entwicklungen. Defensive architektonische Elemente treten punktuell auf, vor allem in hochfrequentierten und touristischen Zonen. Bedeutender sind aber die Transformationen des Stadtraums. Öffentlicher Raum bleibt formal bestehen, wird jedoch zunehmend an Bedingungen geknüpft. Entscheidend ist dabei die Ungleichheit der Wahrnehmung. Für viele Nutzende bleibt diese Entwicklung weitgehend unsichtbar, solange der öffentliche Raum primär als Transit- oder Konsumraum genutzt wird. Erst dort, wo der Stadtraum zur alltäglichen Aufenthalts- und Lebensgrundlage wird, treten die strukturellen Verschiebungen deutlich hervor.

Vor diesem Hintergrund richtet sich der Blick am Ende des Dialogs auch auf die Frage, wie eine Stadt der Zukunft aussehen könnte, die diese Spannungen nicht nur verwaltet, sondern aufzulösen versucht. Für Roger Meier steht dabei ein einfacher Ausgangspunkt im Zentrum: Öffentlicher Raum wird kollektiv finanziert und muss entsprechend auch kollektiv zugänglich bleiben. «Wenn alle den öffentlichen Raum bezahlen, müssen ihn auch alle nutzen können», findet Meier. Daraus leitet er keine abstrakte Utopie ab, sondern konkrete Bedingungen. Entscheidend sei, dass der Aufenthalt im Stadtraum nicht an Konsum gekoppelt werde. Räume sollten auch ohne Kaufzwang funktionieren, ohne implizite Zugangshürden über wirtschaftliche Teilhabe. Ebenso kritisch sieht er eine Stadtentwicklung, die sich primär an Effizienz- oder Gewinnlogiken orientiert. Der Stadtraum, so seine Perspektive, dürfe nicht ausschliesslich nach wirtschaftlicher Verwertbarkeit organisiert werden. Gleichzeitig betont er, dass Offenheit nicht nur eine Frage der Nutzung, sondern auch der sozialen Zusammensetzung sei. Eine funktionierende Stadt müsse vielfältig bleiben, nicht nur im baulichen, sondern auch im sozialen und kulturellen Sinn.

Anmerkungen

1 «Defensive Architektur bezeichnet bauliche Strukturen, die gezielt an öffentlichen Plätzen installiert werden, um deren Nutzung für bestimmte Personengruppen oder Zwecke zu verhindern», online unter: Defensive Architektur, Kartieren und sichtbar machen, *www.defensivearchitektur.org*, Stand: 20.06.2026; siehe dazu auch National Disability Center, Understanding Hostile Architecture: The Cause and Effect of Restricting, *www.ndc-md.org/news-and-stories/understanding-hostile-architecture-the-cause-and-effect-of-restricting*, Stand: 20.06.2026.

2 Oscar Newman, Defensible Space: Crime Prevention through Urban Design, New York 1972, digitalisierte Ausgabe unter: *www.archive.org/details/defensiblespacec00newm*, Stand: 24.06.2026.

3 C. Ray Jeffery, Crime Prevention Through Environmental Design, Beverly Hills 1971, digitalisierte Ausgabe unter: *www.archive.org/details/crimepreventiont0000jeff_w4q8*, Stand: 20.06.2026.

4 Selena Savić und Gordan Savičić, Es wird ungemütlich. Unpleasant Design in der Stadt, in: Der Architekt, 2021, Nr. 2, S. 50–53, *www.doi.org/10.26041/fhnw-3936*.

5 Stadt Bern, Direktion für Tiefbau, Verkehr und Stadtgrün: Machbarkeitsstudie zur Weiterentwicklung des Hirschenparks (Medienmitteilung vom 26.10.2023), online unter: *www.bern.ch/mediencenter/medienmitteilungen/aktuell_ptk/machbarkeitsstudie-zur-weiterentwicklung-des-hirschenparks*, Stand: 20.06.2026.